

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

46. Jahrgang

1992

Heft 3

Herausgegeben vom Institut für Volkskultur

Herbert Erich Baumert Die Wappen der Städte, Märkte und Gemeinden Oberösterreichs 8. Nachtrag (1988–1991)	287
Claudia Peschel-Wacha Die Brauerei als Arbeits- und Lebensraum Eine Kulturstudie aus dem Innviertel (II)	313
Max Mauernböck Emigration nach Amerika um 1880 Aus den Briefen des Auswanderers Franz S. Bauer	342
Hans Sperl 100 Jahre Mädchenpensionat Ort bei Gmunden (1892–1992)	352
Marion Planck „Alter Pfarrhof“ Steinbach an der Steyr Gedanken zur architektonischen Umgestaltung und Wiederbelebung	360
Aus der stilleren Heimat – Friedrich Berger	365
Joseph Sonnleithner als Schauspieler in Gmunden – Frida Reingruber	367
Die Marschtabelle des Schützen Mathias Sommer – Roman Moser	371
Buchbesprechungen	375

Aus der stilleren Heimat

Dieser Titel erinnert an die einstige Benennung des Linzer Jahrbuches unter Leitung von Karl Kleinschmidt und entsprach voll und ganz der gebotenen literarischen Auslese. Im weiteren Sinn kann diese Überschrift für eine Gruppe im heimischen Schrifttum gelten, die unaufdringlich und zurückgezogen ihren Weg geht, dabei herzhafte zu ihren Themen steht, zu Oberösterreich, zu unserer Sprache, zu unserer Mundart, zu solidem Denken.

Unsere Zeit bevorzugt, das Gemeinte symbolhaft zu verkleiden, Gedanken zu verschleiern, die Sprache zu buchstabieren, zu zerstückeln, zu paralisieren. Doch es gibt immer noch – hier und über der Grenze – Leute, die das, was sie sagen, auch meinen und sich bemühen, zu erzählen, was ist, was sein soll und was war. Es wissen nur wenige um sie, denn kaum einer von ihnen geht mit Spektakel zu den Mitbürgern.

Zwei davon in verschiedener Lage, verschiedenem Alter und mit entgegengesetzten Ausgangspunkten seien angeführt, um rundum Mut zu machen, auch an die anderen „Stillen“ zu denken und von ihnen zu sprechen.

In Baia Mare (Neustadt) am Nordrand Rumäniens, nahe der ukrainischen Grenze, in einer Karpatenlandschaft, die seit alters „In der Maramuresch“ heißt, amtiert seit 1984 als römisch-katholischer Pfarrer Anton-Joseph Ilk, der in der Fachwelt als Zipser Mundartdichter und Volkskundler gilt. 1985 fand sein Erzählband in Oberwischauer Mundart „Ter Zipser mit ter Laater, Kschichtn“ entscheidende Beachtung. 1990 folgte ein Band Zipser Volkserzählungen „Der singende Tisch“.

Den Begriff „Zipser“ kennen wir aus der Slowakei. Doch bei Ilk ist Oberwischau im Wassertal (Viseu de Sus in Valea Vasarului) – ein nördliches Paraleltal zum berühmten Izatal mit den bekannten Holzkirchen – gemeint. Ilk erklärt in Zusammenhang mit seiner Heimat: „Beim Wischauer Deutsch, dem ‚Zipserischen‘, handelt es sich um einen interessanten Aspekt von Sprachfusion. Der altzipserische Gröndler (ein slowakischer) Dialekt wurde in einer Zeitspanne von etwa hundert Jahren durch die Mundart der Oberösterreicher, der sogenannten ‚Teitschn‘, beinahe ganz verdrängt.“ Während die Oberösterreicher als Volksgruppe von den Zipsern – hauptsächlich durch Heirat – assimiliert wurden, setzte sich sprachlich die oberösterreichische Mundart durch und entwickelte sich schließlich zum Idiom der Wischaudeutschen, der „Zipser Sachsen“. Dazu muß man wissen, daß die deutschen Einwanderer aus der slowakischen Unterzips 1776 im Wischauer Land eintrafen. Zwei Jahre später kamen 25 Familien aus Gmunden, Bad Ischl und Ebensee und siedelten am anderen Ufer des Wasserflusses. 1785 kam der zweite große Zuwandererstrom, ebenfalls aus Bad Ischl, Ebensee und Umgebung. Dieses Wischaudeutsch mit oberösterreichischem Übergewicht weist darüber hinaus Entlehnungen aus den Sprachen anderer mitwohnender Bevölkerungsgruppen auf: Jiddisch, Slawisch, Ukrainisch, Rumänisch und Ungarisch. Etwa für Onkel: Batschi oder für Kartoffelpuffer: Kremsl.

Da in den letzten Jahren die politische Entwicklung für die deutsche Sprache in Rumänien äußerst ungünstig war,

kann man Ilk als einen Kulturgutbewahrer des letzten Augenblicks ansehen; denn im Alltag muß Pfarrer Ilk in Baia Mare mit der rumänischen Amtssprache und mit Ungarisch als Pfarrumgangssprache leben. Dazu kommt: 1989 sind vier seiner geistlichen Mitbrüder in der BRD geblieben. Umso beachtenswerter ist Ilks Meinung: Priester dürfen nicht ans Auswandern denken, denn sie sind die einzigen, welche den führerlos gewordenen Gemeindemitgliedern Halt und Vertrauen zu geben haben.

Die Ahnen seiner Mutter wanderten vor 200 Jahren aus Gmunden ins Wischauer Wassertal ein. Von ihr erzählt er: „Sie schenkte mir mein erstes Kinderbuch, öffnete mir den Blick für schöne Literatur und Volksweisheit und machte mich mit dem Leben der einfachen Menschen vertraut. Sie hat mir auch indirekt sehr viel Mut gegeben, Erzählungen in der Sprache der Oberwischauer Zipser zu schreiben.“ Ilk besuchte eine deutsche Allgemeinschule. Die theologische Vortragssprache war Ungarisch. Im Elternhaus sprach er Wischaudeutsch. Er gibt zu, daß Volkskunde und Sprachforschung jene Gebiete sind, bei denen er entspannen kann.

Als Kostprobe der Wischauer Mundart in Ilks Orthographie sei der Anfang der Kschicht „Ti Entscheidung“ zitiert: „Das Klima vun der Maramuresch, wu ti Zipsern lebnt, is pald das kanzi Jahr kiel und feicht. Tas hat ßeini Vortaln, aber auch viel Nachtal. Anerßeits kwehntent Bich ti Wischauer Kinder schunt vun Klanerheit af ti Kältn und ßind weniger hacklich alswie ihresgleichn vun anderi Gegndn...“

Unwillkürlich muß man bei diesem unbekannten Stadtpfarrer aus Baia Mare

an Grillparzers Ausspruch im „Armen Spielmann“ denken: „Man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgeföhlt hat.“ Ebenso ergeht es einem mit Johann Stierl aus Marchtrenk, der 1992 seinen 80. Geburtstag feiert.

Stierl wurde in der Gemeinde Wermesch in Nordsiebenbürgen in einem Bauernhaus geboren (in der Nähe von Klausenburg). Er sollte den Hof übernehmen. Sein Wunsch aber war, Pfarrer oder Lehrer werden zu können. In den Kriegszeiten diente er in der rumänischen, in der ungarischen, zuletzt in der deutschen Wehrmacht. Nach entsprechendem Flüchtlingsschicksal fand er seine Familie in einem Lager in Linz wieder (Fabrikskaserne). Als Hilfsarbeiter hatte er die Kraft, die Arbeitermittelschule zu besuchen.

„Von einem freien Wochenende weiß ich nichts, muß Hausaufgaben machen, lernen immerzu...“

Wer diese elegischen Zeilen des leidgeprüften Siebenbürger Deutschen liest, erlebt mit unmittelbarer Eindringlichkeit das Schicksal jener Kriegsgeneration, der die Nachkommen vorschnell Überheblichkeit vorwerfen. Stierls „Linzener Elegien“, 1981, sind eine knapp gefaßte Biographie voll Bitterkeit:

„Ich glaub', daß ich mein Bestes tat, obwohl gehemmt, verkannt von Zugereisten und von Hiesigen...“

Stierl stieg zum Facharbeiter auf und begann seine Erinnerungen Verlegern anzubieten. Eine harte Bewährungsprobe für einen einfachen Erzähler! Er beweist Ausdauer und sieht es noch immer als seine Aufgabe an, den Menschen

unserer Tage zur Lebensmeisterung den Spiegel gelebter Vergangenheit vorzuführen: das Bauernndasein im fernen Grenzraum und das Arbeiterschicksal vor dem Aspekt des ungeliebten Flüchtlings-Heimkehrers:

„In meinem Leben hab' ich es nicht leicht gehabt,
Abgründiges hat oft nach mir geschnappt...“

Vielsagend berührt seine Erkenntnis:
„Wiesensteige, Ackerraine
neuer Heimat ich durchwandere,
denk', daß sie der alten gleichen –
und doch sind es fremde, andre.“

Die Stadt Traun war es, in der er sich ab 1961 eingewöhnte. In seinen „Trauner Elegien“ (1981) heißt es:

„Kaum sieht man von weitem dich,
thronst nicht hoch auf stolzen Bergen.
Heide, Au'n verbergen dich.
Ohne Schiffe, ohne Färgen
ist der Fluß mit deinem Namen.
Ob von fern, von nah sie kamen,
deine Bürger ehren dich;
mehr: sie lieben dich, auch ich!“

Hinter aller Mühe und strebsamem Dienen steht ihm stets die ferne Erinnerung zur Seite, obwohl sie auch nicht von Rosen umrahmt war („Es geschah Ergötzliches und Leidvolles“, 1984): „Als Kleinkind kannte ich meine

Mutter, meine Großeltern, einige Verwandte und Nachbarn; dann wohl auch den Dienstknecht und die Dienstmagd; als ich größer wurde, auch einige Landarbeiter. Es hieß, daß ich auch einen Vater habe, aber der sei im Krieg; er war mir unbekannt. Mein Großvater, ein gesunder, starker Mann, führte das Regiment. Wenn er nur wollte, konnte er für zwei arbeiten... Im Herbst des Jahres 1918 stand eines Tages plötzlich ein fremder Mann in unserem Haus, von dem es hieß, er sei mein Vater. Er hatte mir Süßigkeiten gebracht und wollte, ich solle ihn nun auch ‚Vater‘ nennen; aber das war für mich ein Fremdwort...“

Beide, Ilk und Stierl, zeigen Schicksale unserer Zeit auf; beide sind von ihrer, von unserer Zeit geprägt, haben aber auch den Mut, Stellung zu beziehen, und haben die Berechtigung, ihren Platz in dieser verworrenen Zeit einzunehmen.

Hier und dort, Jahre der Jugend und Jahre des Alters verbinden sich in diesen tatkräftigen Menschen; es glänzt etwas in ihnen, das wert ist, weitem etwas zu gelten: der wohlgeformte Klang des gemeinsamen Wortes, der unvergänglichen maßvollen Sprache.

Friedrich Berger

Joseph Sonnleithner als Schauspieler in Gmunden

Joseph Sonnleithner (3. März 1766/1765, Wien – 26./25. Dezember 1835, Wien)¹ genoss dank der familiären Position die persönliche Gewogenheit von Kaiser Joseph II. und war bereits 1787 in dessen geheimes Kabinett aufgenommen worden. Im Auftrage des Kaisers

Franz I. unternahm Sonnleithner größere Reisen nach Deutschland, Dänemark und der Schweiz zu wissenschaftlichen

¹ Dr. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon. 36. Theil, 1878. Hugo Riemann, Musik-Lexikon. 9. Aufl., Berlin 1919.